

landet sehr schnell da, wohin er gar nicht wollte.

Die Praxisberatung meint hier zunächst den einzelnen. Sie muß aber das Team im Auge haben, in dem der einzelne arbeitet. Die Kooperation mit den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern ist ein zentrales Thema der Beratung (zu der die Mitarbeiter denn auch ggf. hinzugezogen werden). Die Praxisberatung ist keine punktuelle Maßnahme, sondern ein Prozeß, keine Technik, sondern ein geistliches Geschehen.

Projektarbeit

Der Seelsorger in der Gemeinde tut in der Regel das, was gerade auffällt. Er arbeitet flüchtig, weniger gezielt, relativ, weniger innovatorisch. Bis zu einem gewissen Grad ist das notwendig, aber er darf nicht dabei stehenbleiben. Gerade in der Berufseinführung sollten überschaubare Projekte erarbeitet werden: Eine Aufgabe, die sich in der Arbeit stellt, wird auf ihre Voraussetzungen und Konsequenzen bedacht. Lösungsversuche werden entwickelt. Dabei kann die einschlägige Literatur wichtige Impulse geben. Das Projekt wird durchgeführt und ausgewertet.

Projektarbeit strukturiert die oft unüberschaubaren Aufgabenbereiche, setzt Prioritäten und Posterioritäten. Nach Möglichkeit sollte das Projekt im Team entwickelt werden.

Stellenbesetzung

Die Stellenbesetzung darf gerade in der Berufseinführung nicht von der pastoralen Notsituation diktiert sein. Mitarbeiter (vor allem der Pfarrer) und Gemeinde sollten die Voraussetzung geben, daß die Einführung gelingen kann.

Bezugspersonen

Es ist wünschenswert, daß die entscheidenden Bezugspersonen für die gesamte Phase der Berufseinführung zuständig sind und nicht zwischen 1. und 2. Stufe wechseln. Das Pastorseminar sollte auch für die 2. Stufe verantwortlich sein.

Mancher Leser wird denken: Geschieht hier in Sachen Begleitung des Guten zu viel?

Nach meiner Erfahrung zahlt sich der Einsatz aus. Mit der Einführung in den Beruf werden (positiv wie negativ) Weichen gestellt, die den weiteren Weg eines Seelsorgers bestimmen.

Gerd Bachner

Studienbegleitende Gemeindepraktika im Rahmen der Vorbereitung auf den priesterlichen Dienst im Erzbistum Köln

Theologiestudenten, die sich auf das Priestertum vorbereiten, möchten vor ihrer endgültigen Entscheidung das Leben des Priesters in der Gemeinde und die Gemeinde in ihren Grundvollzügen kennenlernen. Gerade die Erfahrung, daß die Gemeinde zur tragenden Kraft für alle Mitglieder — auch für den Priester — wird, mag für viele den Ausschlag für ihre Berufswahl geben. Bachner beschreibt, welche Konsequenzen daraus gezogen und welche Erfahrungen gemacht wurden. red

Angestoßen durch Verlautbarungen der verschiedenen kirchlichen Stellen sind in den letzten Jahren studienbegleitende Praktika in allen Bistümern der Bundesrepublik in die Ausbildung für Priesteramtskandidaten aufgenommen worden¹. So steht für alle Theologiestudenten des Erzbistums Köln während ihres Universitätsstudiums zwischen dem 5. und 8. Semester ein Gemeindepraktikum von vier bis sechs Wochen an. Seit dem Wintersemester 1975/76 haben in unserem Bistum 126 Priesteramtskandidaten ein solches Praktikum durchgeführt.

Der Ruf vieler Studenten nach Praxis — ein Wort mit fast magischer Anziehungskraft — darf nicht mißverstanden werden. Es geht ihnen bei einem Gemeindepraktikum nicht um eine pastorale Einübung, um eine frühzeitige Aneignung pastoraler Fertigkeiten und Methoden, die ja im Pastorseminar, vor allem in der Diakonats-

¹ Vgl. Rahmenordnung für die Priesterbildung, verabschiedet von der Deutschen Bischofskonferenz 1978, Nr. 24.

zeit ihren Platz hat. Man möchte die Praxis, d. h. das Leben des Priesters in der Gemeinde und die Gemeinde in ihren Grundvollzügen kennenlernen, um sich zu prüfen, ob man auf dem richtigen Weg ist zu einem Beruf, der nicht nur auf erworbenen Qualifikationen beruht, sondern vor allem getragen ist von einer persönlichen Glaubensüberzeugung. Entspricht der pastorale Dienst in einer Gemeinde mit der Vielfalt der Anforderungen den eigenen Neigungen und Fähigkeiten? So stellt sich für viele die Frage.

1. Die Erfahrung des Priesteralltages

Es ist heute wohl nicht mehr im gleichen Maße wie früher selbstverständlich, daß Priesteramtskandidaten einen engen Kontakt zu ihrem Heimatgeistlichen pflegen und diesem bei seinem Dienst gleichsam „über die Schulter schauen“ können. Selbst bei denjenigen, die sich vor Beginn ihres Studiums oder auch während der Ausbildung in ihrer Heimatgemeinde engagieren, liegen die Erfahrungen meistens lediglich im Bereich der Jugendpastoral; der Seelsorger wird als Jugendseelsorger erfahren.

So ist für das Praktikum entscheidend, daß der Praktikant den Priester während des ganzen Tages in der Vielfalt der Arbeitsbereiche erfährt, wenn auch einige Aufgaben des Priesters, etwa die Einzelseelsorge, davon ausgenommen sind. Ziel des Praktikums ist es nicht, einen pastoralen Bereich als Schwerpunkt intensiv kennenzulernen, sondern möglichst alle wichtigen Seelsorgstätigkeiten. Ein solches Mitleben mit dem Priester soll dem Praktikanten einen Einblick geben, wie der Priester in und mit der Gemeinde lebt. Dazu gehören erfreuliche Erfahrungen genau so wie die belastende Vielfalt der Probleme. Gerade dieses einfache Mitleben, Mitdabeisein ist so entscheidend. Ein Praktikant sagte mir einmal: „Durch das Wissen um die Tatsache, daß hier kein Schauspiel einer Idealgemeinde und eines Idealpriesters geboten werden sollte, in dem der Hauptakteur vielleicht noch unter einem von meiner Person ausgehenden Leistungsdruck stehen würde, war die Basis für ein of-

fenes Zusammenleben gegeben.“ Der Pfarrer wird so zu einer Schlüsselfigur für das Praktikum. Er soll für den Praktikanten „väterlicher Freund, Mitbruder und Meister“ (Kardinal Höffner) sein.

Viele Mitbrüder freuen sich über diese Kontakte mit den jungen Studenten und nehmen sich erfreulicherweise dafür viel Zeit. Wie kann der Priester den verschiedenen Erwartungen seitens der Gemeinde entsprechen? Fragen zum Selbstverständnis des Priesters, zu seiner Lebensform und Spiritualität werden oft sehr persönlich gestellt, meistens nicht in den terminierten Auswertungsgesprächen, sondern in spontanen Dialogen. Daß die ganze berufliche Existenz des Priesters von seinem Glauben abhängt und von der Art, wie er ihn lebt, ist dem Praktikanten des folgenden Berichtes deutlich geworden: „... aber auch das Meditieren, das betende Überdenken der Erfahrungen im Alltag, der Erlebnisse mit den Menschen, mit Kranken und Alten, mit Enttäuschten und Glücklichen, gehört ganz wesentlich zur Spiritualität des Priesters. Diese Spiritualität ist hier nicht auf wenige, aus dem alltäglichen Leben herausgenommene, stille und fromme Minuten reduziert, in einen eigenen Raum abgedrängt, sondern durchzieht den Alltag des Priesters wie ein roter Faden.“

2. Die Erfahrung der tragenden Kraft durch die Gemeinde

Wo immer sich Gemeinde realisiert, ist sie als ganze und mit all ihren Gliedern in irgendeiner Weise an allen Lebensäußerungen mitbeteiligt. Innerhalb der Gesamtverantwortung der Gemeinde gibt es vielfältige und einander vielfach überschneidende Berufungen. Wenn der Priester in der Gemeinde sein Amt als Dienst an der Einheit der Gemeinde sieht, so darf nicht alles von ihm allein ausgehen. Es geht darum, diese Einheit in Jesus Christus zu erfahren: das einander stärkende und motivierende Zeugnis des Glaubens der Einzelnen wie der Gemeinde als Ganzer und der damit gegebenen Einforderung und Hilfe zugleich für den, der den Dienst an der Gemeindeleitung leisten soll.

Diese Erfahrung des einander stärkenden

und motivierenden Zeugnisses des Glaubens soll dem Praktikanten verdeutlichen, daß er in der Gemeinde nicht allein steht und daß nicht alles auf ihn ankommt. Das Geborgensein beim Herrn, der einen Menschen in die Nachfolge ruft, und das Eingebundensein in die Gemeinschaft des Gottesvolkes sind gewissermaßen zwei Brennpunkte einer Ellipse, die den priesterlichen Dienst umschreibt. Ein kurzer Auszug aus einem Bericht verdeutlicht dies: „Zu den schönsten Begegnungen meines Praktikums gehörte ein Gespräch mit einem alten, weisen und frommen Mann ... Ich sprach mit ihm drei Stunden, d. h. er erzählte mir drei Stunden. Er hat mir sein Leben erzählt und damit sein Glaubensbekenntnis. Ich habe einen Menschen kennengelernt, der durch seinen Einsatz im Glauben mir selbst ein Stück weiter zum Glauben geholfen hat.“ Die durchgängige Erfahrung, als Praktikant von den Menschen in der Gemeinde angenommen zu sein, weckt bei den Studenten das Interesse für die Arbeit in und mit der Gemeinde. So schreibt ein Praktikant: „Die wohl größte und für mich positivste Erfahrung war, wie stark die Gemeinde zu einer Stütze werden kann. Arbeitet man in und mit einer Gemeinde, so ist man nicht allein. Es hat mich erfreut, wie schnell ich in der Gemeinde aufgenommen und akzeptiert wurde. Ich bin froh, diese Erfahrungen gemacht zu haben.“

3. Die persönliche Herausforderung: Neigung und Eignung zum priesterlichen Dienst

Im Unterschied zum Diakonat liegt der Akzent beim Gemeindepraktikum auf der Hospitation. Das eigenverantwortliche Tun beschränkt sich auf wenige Aufgabenbereiche. Der Schwerpunkt liegt auf einem „Kommt und seht“ (vgl. Joh 1,39). Es kann nicht um ein Mitarbeiten bei längerfristigen Pastoralprojekten gehen. Vielmehr wird die Mitarbeit immer punktuellen Charakter tragen. Da der Praktikant für die Vorbereitung seiner ersten Einsätze viel Zeit benötigt — er erwartet ja einen guten Start —, sollten die ihm übertragenen Aufgaben gut dosiert sein. In der Regel

werden sie in den Bereich der Liturgie (Vorbereitung eines Gottesdienstes), der Katechese (Übernahme einer Schulstunde oder einer Arbeitseinheit im Rahmen der Gemeindekatechese), der Jugendpastoral (Gesprächsrunden mit Jugendlichen) oder in den Bereich der Hausbesuche fallen. Priester und Praktikant klären im Gespräch ab, wo und in welcher Form eine Mitarbeit, die der persönlichen Situation des Praktikanten als auch den Gegebenheiten der Gemeinde gerecht wird, anzusetzen ist.

Wenn auch der entscheidende Akzent des Gemeindepraktikums in der Hilfestellung für die Berufsentscheidung zu sehen ist, so zeichnen sich jedoch auch positive Auswirkungen auf die weitere Vorbereitung zum priesterlichen Dienst ab. Ein Praktikant formulierte es kurz und treffend: „Ich habe Menschen kennengelernt, für die ich studiere, und das ist für mich sehr wichtig gewesen.“ Die Studenten erfahren, daß es eine wesentliche Aufgabe des Priesters ist, von seinem Glauben verantwortet Rechenschaft zu geben. So entbehrt der manchmal erhobene Vorwurf, die Praktika würden die Studenten vom wissenschaftlichen Studium abhalten, jeder empirischen Grundlage. Genau das Gegenteil ist der Fall: Oft wirken sie sich motivationsfördernd auf die Haltung zum wissenschaftlichen Studium aus, wie die folgenden Zeilen eines Berichtes es aufzeigen: „Die Erfahrung des Angenommenseins und des Entgegenkommens der Menschen hilft mir zwar nicht, ungeklärte Fragen meines Studiums zu lösen, aber sie neu anzupacken und das Studium so fortzusetzen. Deshalb bin ich dankbar für die Zeit des Studiums, die mir noch bleibt, und die Chancen, die mir der derzeitige Freisemesteraufenthalt bietet.“

4. Überlegungen zur Durchführung eines Gemeindepraktikums

Aus der hier dargelegten Zielsetzung des Gemeindepraktikums ergibt sich zwangsläufig, daß bei der Auswahl einer geeigneten Praktikumsstelle besonderes Augenmerk auf die Person des Mentors zu legen ist. Mag es auch für den Praktikan-

ten interessant sein, wenn sich die Territorial- und Bevölkerungsstruktur der Praktikumsgemeinde von der seiner Heimatgemeinde unterscheidet, entscheidend ist, einen Priester zu finden, der für diesen (!) Priesteramtskandidaten ein guter Gesprächspartner sein könnte. Da erst das gemeinsame Leben es ermöglicht, das Praktikum voll zu nutzen, empfehlen wir dringend, daß der Praktikant beim Pfarrer oder Kaplan wohnt und in den Haushalt integriert wird.

Im Erzbistum Köln kann das Gemeindepraktikum in der Zeit zwischen dem 5. Semester (nach dem Vordiplom) und dem 8. Semester (vor dem ersten Teil der Abschlußprüfung) durchgeführt werden. In dieser Zeit ist bereits ein gewisses theologisches und spirituelles Fundament grundgelegt; andererseits steht der Student noch nicht in den Belastungen der Abschlußexamina. Die Zeit der Freisemester — Studium an einer auswärtigen Universität und Wohnung außerhalb einer Seminargemeinschaft — ist u. a. geprägt von der Frage der Berufsentscheidung. Das Praktikum könnte hier einen entscheidenden Beitrag leisten. Aus diesem Grunde ist m. E. ein zu früher Termin — etwa nach dem 1. oder 2. Studiensemester — nicht so geeignet, wenn auch für einzelne Studenten in der Anfangsphase ihrer Ausbildung ein erster Kontakt mit einer Gemeinde sich fruchtbringend auswirken kann.

Seit dem Wintersemester 1978/79 haben wir daher das Gemeindepraktikum verbindlich in die Freisemesterzeit gelegt, jeweils von Aschermittwoch bis Palmsonntag bzw. Ostern. Diese Zeit bietet sich in einer Gemeinde vom spirituellen Angebot mehr an, als die Zeit nach dem Sommersemester im September, wo sich die Gemeinde nach einer langen Sommerpause erst wieder sammelt.

Neben den Leitlinien soll ein Beobachtungsraster² mit fünf Beobachtungsfeldern (vorgegebene Situationen und Strukturen in der Gemeinde — Grundvollzüge der Pfarrgemeinde — Wege zu lebendiger Gemeinde — Dienst und Leben des Prie-

sters — Selbsterfahrung des Praktikanten) den Einstieg in das pastorale Feld Gemeinde erleichtern und zugleich zur Reflexion des pastoralen Handelns befähigen. Er soll helfen, die Zeit des Praktikums bewußter zu erleben und die vielen Mosaiksteine der Eindrücke und Erfahrungen zu einem größeren Ganzen zu ordnen.

Am Passionssonntag werden jeweils alle Praktikanten zu einem Zwischentreffen ins Theologenkonvikt nach Bonn eingeladen. Bei diesem Treffen soll zunächst allen Teilnehmern die Möglichkeit gegeben werden, im Einzel- und Kleingruppengespräch ihre Erfahrungen auszutauschen. Es hat sich gezeigt, daß es wichtig ist, hier genügend Freiraum zu lassen, ehe im Anschluß daran in einer gemeinsamen Runde einzelne Aspekte des Praktikums erörtert werden.

Etwa in der zweiten Hälfte des Praktikums werden alle Praktikanten in ihrer Gemeinde besucht. Oft schneiden die Studenten bei diesem zwei- bis dreistündigen Besuch im Rahmen der Reflexion ihrer Praktikumserfahrungen zentrale Fragen zum Selbstverständnis priesterlichen Dienstes an. Die Tatsache, daß der Student Gastgeber ist, läßt meist eine fruchtbare Gesprächsatmosphäre aufkommen.

Über das geleistete Praktikum wird keine Beurteilung gefordert. Es genügt eine Bescheinigung über die Durchführung. Wohl aber ist vom Praktikanten ein Bericht anzufertigen, denn praktische Erfahrungen haben bekanntlich ja nur dann einen Nährwert, wenn sie eingebettet sind in eine qualifizierte Vor- und Nachbereitung.

Wenn auch das Gemeindepraktikum zum verpflichtenden Bestandteil der Ausbildung zum priesterlichen Dienst gehört, findet es erfreulicherweise bei unseren Studenten durchweg ein ausgesprochen positives Echo. Es ist eine Zeit des Schenkens und Beschenktwerdens. Neben den Impulsen, die aus dem Studium und aus dem spirituellen Leben kommen, können solche Erfahrungen dem Studenten auf seinem Weg zur Berufsfindung und weiteren Berufsvorbereitung eine entscheidende Hilfe bieten. Die Gemeinden und die Priester, die einen Praktikanten aufnehmen, wird diese Zeit ebenso bereichern, wenn sie erleben,

² Vgl. R. Zerfaß, *Gemeindeanalyse als pastorales Praktikum*, in: *Diakonia* 8 (1977) 395–401.

daß auch in unserer Zeit junge Menschen mit Freude und Engagement bereit sind, dem Ruf des Herrn zum Dienst an den Menschen in den Gemeinden zu folgen.

Praxis

Erhard Heimbürger

Eine Gemeinde wird im Bauen

Bericht über zehn Jahre Bauprozeß und zwei Jahre Leben im neuen Haus der Gemeinde „Maria Aufnahme“ Wiesbaden-Erbenheim

Der Beitrag zeigt, in welchem hohem Ausmaß die Gastfreundschaft (vgl. Heft 5/80) eine ganze Gemeinde beim Bau ihres Gemeindezentrums bestimmen kann. red

Dienstag, nachmittag 14,50 Uhr: Der Haupteingang der Kirche wird aufgeschlossen. Zwei Frauen aus der Gemeinde übernehmen ihren Cafeteria-Dienst. Die Kaffeemaschine wird in Betrieb gesetzt, der selbst gebackene Kuchen aufgeschnitten, es wird nachgeschaut, ob genügend Getränke im Kühlschrank stehen. ... Die ersten älteren Damen und Herren kommen zur Gymnastikstunde.

Nicht sehr viel später schieben junge Mütter ihren Kinderwagen in unser Haus. Sie haben aus eigener Initiative einen zwanglosen Kleinkinder-Spielkreis gegründet.

Einige alleinstehende Damen und Herren aus dem Ortsteil lassen sich zum Kaffee oder einem Gläschen Wein in der Cafeteria nieder.

Jugendliche aus drei Jugendgruppen, die aus Beichtgruppen der 13jährigen sich gebildet haben, schauen sich hier um, ob ihre Freunde schon da sind, und ziehen dann in ihre Jugendräume im Untergeschoß.

Die beiden Frauen in der Cafeteria gehören zu einer Mannschaft von ca. 60 ehrenamtlichen Mitarbeitern, die es ermöglichen, daß die Kirche als Treffpunkt täglich von 15—22,30 Uhr für alle Leute des Stadtteils

offen gehalten wird. Die Mitarbeiter wissen sich verantwortlich für Begrüßung und freundlichen Empfang aller Besucher des Hauses.

Sie geben Auskunft über das Gemeindeleben und bieten Getränke und kleine Imbisse an.

Auch Einkauf, Organisation und Abrechnung liegen in der Hand ehrenamtlicher Kräfte. Mit diesem Cafeteriadienst will die Gemeinde in einer völlig entkirchlichten Umwelt bezeugen: Kirche, das ist ein Ort zwangloser Begegnung zwischen jung und alt, reich und arm, Sicherem und Zweifelnden, evangelischen und katholischen Christen. Kirche, das ist ein Ort großer Gastlichkeit.

Um 18,30 Uhr werden die beiden Cafeteriamitarbeiter abgelöst.

Die beiden Kegler-Gruppen wünschen 10 belegte Brötchen.

Die Leute vom Töpferkurs holen sich den Schlüssel zum Werkraum.

Der Pfarrgemeinderat hat im Obergeschoß seine monatliche Sitzung.

Eltern der 4. Klasse suchen — noch etwas fremd — nach dem Raum für ihren Elternabend.

An anderen Tagen bestimmt die offene Jugendarbeit die Atmosphäre im Jugendbereich. Jugendliche Mopedfahrer umschwirren mit Lautstärke das Haus. Einige spielen Tischtennis oder Kicker, andere hören Musik oder diskutieren, wie sie mit wenig Mitteln eine gemütliche Theke in ihrem Jugendraum bauen können.

Den Höhepunkt der Woche erlebt die Gemeinde am Sonntag bei der Feier des Gottesdienstes im Festsaal.

Die Gemeindeglieder treffen sich in der Cafeteria, die zugleich Foyercharakter trägt. Man begrüßt sich und spricht miteinander.

Fürbitten, die freitags zuvor von einem wechselnden Liturgieteam vorbereitet wurden, werden verteilt. Mit den Kindern wird abgesprochen, wer heute den Tisch zur Gabenbereitung decken darf. Einige ziehen sich zum stillen Gebet für ein paar Minuten noch in die Kapelle zurück, und zünden dort eine Kerze vor dem Marienbild an.